

Reise nach Jerusalem



Sabine Wallinger

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Freitag, 21. November 03: Proportionen	5
Sabbat, 22. November 03: Jerusalem: Blutgetränkte Friedhofserde	6
Sonntag, 23. November 03: Givat Haviva: Don Quijote an der Mauer	8
Montag, 24. November 03: Yad Vashem: Eine Nekropole	11
Dienstag, 25.11.03: Teaching Holocaust: Die Menschwerdung der Opfer	14
Mittwoch, 26. November 03: Fluchtwege	16
Donnerstag, 27. November 03: Kitsch und Sachlichkeit	18
Freitag, 28. November 03: Tel Aviv: Joints und Wasserpfeifen	22
Sabbat, 29. November 03: Masada: Märtyrer und Terroristen	25
Sonntag, 30. November 03: Parents for Peace	28
Montag, 1. Dezember 03: Jugend mit Gott	31
Donnerstag, 4. Dezember 03: Oh Tannenbaum	33
Danksagung	35

Foto Umschlagbild: Die österreichische Lehrergruppe bei der Besichtigung von Yad Vashem mit Shlomit Dunkelblum und Yariv Lapid. Alle Aufnahmen entstanden im Zuge der Reise.

Reise nach Jerusalem

„Warum??“ Yariv sind Tränen in die Augen getreten. „Warum erwartest du von einem Opfer besondere Sensibilität? Und auch noch Verantwortung für andere Opfer? Schlagen Menschen, die geschlagen wurden, ihre Kinder weniger als andere? Ganz im Gegenteil! Warum also erwartet man von uns Juden, dass gerade wir uns um die anderen Opfer des Holocaust kümmern sollen? Ist es an uns, ihrem Leiden einen Namen zu geben? Finde du einen Namen! Und warum misst man gerade Israel, ist man mit seiner Politik nicht einverstanden, an Hitler und Nazideutschland? Kein anderes Land bekommt diesen Vergleich zu hören! Wem steht eigentlich die Forderung zu, dass ‚gerade die Juden‘ dies zu tun und jenes zu lassen hätten?“

Wieder einmal ist es soweit. Ein Konflikt hat sich entzündet, diesmal, als einer der österreichischen Seminarteilnehmer sein engagiertes Schulprojekt über den Genozid an Roma und Sinti einer israelischen Zuhörerschaft präsentierte und dabei den Begriff „Holocaust“ auf diese Opfergruppe anwendete. Wir haben schwankendes Terrain betreten, bewegen uns vorsichtig wie auf Pontonbrücken über ein tiefes Gewässer aus zurückgehaltenen Emotionen und unausgesprochenen Vorbehalten. Sobald der Holocaust ins Spiel gelangt, verschieben sich alle Maßstäbe für Kommunikation und zwischenmenschliches Verhalten. Yariv Lapid, der israelische Koordinator des Holocaust Seminars für österreichische Lehrer, vermeidet uns gegenüber das Wort „Täter“, das, als Gegenpol zu „Opfer“, geradezu greifbar im Raume schwingt. Viele Fäden aus der Vergangenheit scheinen in der israelischen Gegenwart zu einem unentwirrbaren Strang zusammenzulaufen. Ein Strang, der sich nicht, so wie ich es in diesem Text versuchen möchte, in ein paar Kapitel auflösen lassen wird. Ein Strang aber auch, den wir in unserer Kommunikation bisweilen als Fallstrick erleben mussten.

Wir, das sind 21 österreichische LehrerInnen verschiedener Fachgruppen und Schultypen, die sich um eine Teilnahme an einem in österreichisch-israelischer Zusammenarbeit veranstalteten Holocaust-Seminar in Yad Vashem beworben hatten und sich auch von Selbstmordattentaten und Irak-Krieg nicht davon abhalten ließen, ihrer Einberufung zu folgen. Dass sich meine Familie und die der anderen TeilnehmerInnen angesichts der angespannten Situation im Nahen Osten nicht erfreut über diesen Entschluss zeigten, liegt auf der Hand. Dass es aber gerade die zweiwöchige Intensivbeschäftigung mit dem mehr als 50 Jahre zurückliegenden Holocaust sein würde, welche die Grenzen unserer psychischen Belastbarkeit auslotete und bisweilen überschritt, kann nur nachvollziehen, wer sich mit dieser weltgeschichtlich und zivilisatorisch einzigartigen Katastrophe intensiv auseinandergesetzt hat. Der zu begreifen versucht hat und an diesem Versuch gescheitert ist.

Die einzelnen Teilnehmer wurden von verschiedenen Beweggründen geleitet: von historischem Interesse, antifaschistischem Engagement, schulischen und regionalen Projekten, von familiärer Verstrickung als Nachgeborene, der Attraktivität des „Heiligen Landes“ als Pilgerort, vom Bedürfnis nach Vergangenheitsbewältigung und Aussöhnung. Mein persönlicher Ausgangspunkt (ich unterrichte Deutsch, Französisch und Ethik) lag in der Beschäftigung mit Holocaust-Texten in meinem Literaturunterricht, der Verankerung des Holocaust im Lehrplan des neu geschaffenen Faches „Ethik“ und meiner Überzeugung, dass die österreichische Schule, die im Faschismus

so gründlich als ethisches Korrektiv versagt hat, sich grundsätzlich in den Dienst des Antifaschismus, der Humanität und der Prävention stellen müsse.

Doch bald erwiesen sich diese meine hehren Absichten als unlösbares Dilemma: Darf man die im Holocaust Ermordeten instrumentalisieren? Als didaktisch aufbereiteten Unterrichtsinhalt? Als Waffe des Antifaschismus? Als Mittel der Prävention? Dass auch die Institution Yad Vashem, die zugleich Gedenkstätte, (digitaler) Friedhof und Ausbildungszentrum ist, mit sich nicht im Reinen ist, ob sie mehr den Toten oder den Lebenden verpflichtet sei, erwies sich hier als wenig hilfreich. Von der französischen Existenzphilosophie habe ich gelernt, dass eine Sinnerfahrung auch im Bewusstsein der Sinnlosigkeit des Tuns möglich ist. In diesem Sinne habe ich das Gedicht für unsere „Abschlusszeremonie“ verfasst, welches ich an das Ende meines Reiseberichtes stellen möchte.

Und was soll zwischen Einleitung und Schluss stehen? Unmöglich ist es, unzählbare Eindrücke aus einem Land komplexester Widersprüche, zwei Wochen Intensivkurs, zahlreiche Kontakte, stundenlange Diskussionsrunden, zig Seiten Vorlesungsmitschrift und hunderte Seiten Material in einen lesbaren Text zu fassen. Ich werde also das Erlebte nur in einigen mit Datum versehenen Streiflichtern wiedergeben.

Freitag, 21. November 03 Proportionen

Meine zwei Söhne und mein Mann verabschieden sich von mir, als ginge ein familiärer Lebensabschnitt zu Ende. Die Situation im Irak ist unter der amerikanischen Besatzung chaotisch, Gewalt an der Tagesordnung. Von Innsbruck aus gesehen liegen Irak und Israel nahe beisammen. In Israel hingegen wird vom Irak wie von einem fremden Planeten gesprochen werden. Seit dem Vorbereitungstreffen für unser Seminar vor ca. einem Monat hat sich in Israel mindestens ein schweres Selbstmordattentat ereignet. Statistisch betrachtet ist dennoch die Wahrscheinlichkeit eines tödlichen Unfalles auf der Autobahn gegenüber dem Risiko, einem suicide bombing zum Opfer zu fallen, erheblich höher. Was nicht gerade beruhigt. Schließlich werden wir in auch Israel die Autobahn benutzen. Ich gebe also die Wahrscheinlichkeitsberechnungen lieber auf. Die ausführliche Sicherheitsbefragung am Gate des Wiener Flughafens erzeugt erneut gemischte Gefühle im Hinblick auf die Terrorsituation. Mulmig zumute ist mir auch wegen meiner arabischen Stempel im Pass, den ich in einer Mischung aus Trotz und Knauserei nicht erneuern lassen habe. Probleme am Zoll ergeben sich dadurch zu meiner Überraschung nicht, weder beim Einchecken noch in Tel Aviv.



Wir sind, da die Situation im Zentrum als zu gefährlich eingestuft wird, in einem orthodoxen Hotel im Wohnviertel Beit Haqarem untergebracht. Als einzige nichtjüdische Ausländer. Hier verkehrt ein frommes Publikum, Männer in schwarzen Mänteln und Hüten mit langen Bärten und dreadlocks, Frauen mit Perücken prägen das Bild. Auch eine religiöse australische Jugendgruppe mit ihren Begleitern, wenn auch weniger orthodox ausgestattet, ist zu Gast. Mein Mutterinstinkt führt mich einem zahnspangenbewehrten elfjährigen Jungen zu, der mir eifrig von ihrer dreiwöchigen Israel-Rundreise erzählt. Gebet, Wein und Gesang untermalen das koschere Abendessen. Ich komme mit dem „Sabbat-Control-Knopf“ im Lift nicht zurecht und muss mein Gepäck aufs Zimmer schleppen. Später erfahre ich, dass ihn ein palästinensischer Liftboy hätte bedienen müssen. Frömmigkeit wollte mir noch nie gelingen.

Die Stadt mutet seltsam an, auf kahlen Hügeln erbaut, die festungsgleich von Siedlungen aus weißem Kalkstein gekrönt sind, um die Altstadt ringförmig errichtet in solider und durchkonzipierter Bauweise, unvergleichbar dem sonstigenorts im Orient blühenden Wildwuchs. Mit dem Ölberg beginnt unser Gang durch die Altstadt und für mich persönlich ein Horrortrip durch einen kollektiven religiösen Wahn. Jeder Stein so heilig wie blutgetränkt. Mythen überlagern sich, konkurrenzieren sich, schließen sich aus und entsprechen einander dennoch auf fatale Weise. Abraham und Jakob und David und Salomo und Jesus und Mohammed taten hier dies und sagten jenes und darum können wir heute die Ruhe nur mehr schlecht als recht mit Maschinenpistolen sichern. Immer muss damit gerechnet werden, dass der nächste Märtyrer statt des verschlungenen Weges ins Paradies die Diritissima einschlägt und eine Gruppe gegnerischer Gläubiger niedermetzelt. Diejenigen, die es nicht ganz so eilig haben, sich aber dennoch für den Tag des Jüngsten Gerichtes in die Pole Position bringen wollen, harren in riesigen Friedhöfen rund um die Altstadt ihrer Auferstehung, gleich den Übereifrigen, die sich noch vor Veranstaltungsbeginn in der Warteschlange nach vorne drängeln. Ausgerechnet vor jenem heute zugemauerten Tor, das sich erst am Tage des Jüngsten Gerichtes öffnen wird, lagern sich die muslimischen Gräber, bei deren Durchschreiten sich die Toten der anderen Konfessionen prompt verunreinigen werden. Man merkt die Absicht und ist verstimmt. Die Anhänger der drei monotheistischen Religionen, Juden, Christen, Muslime erwecken in mir den Eindruck dreier Söhne, die verzweifelt um die Gunst eines lieblosen Vaters buhlen, dessen Liebe sie nur in der Ausschließung der brüderlichen Rivalen erfahren können.



In der Grabeskirche verfallen die Christen in religiöse Ekstase, jeder christliche Flügel hat dort seine Kapelle inne, die Orthodoxen halten den Kreuzigungsfelsen besetzt, die Heiligkeit ist strikt in Konfessionsbereiche parzelliert, zwischen denen es wiederholt zu irgend welchen Händeln kam. Man wirft sich auf den Boden, Steine werden geküsst, Hände zum Himmel gereckt.

Wir flüchten ins österreichische Hospiz, ein Pilgerhotel aus Kaiser Franz Josefs Zeiten, mitten im arabischen Viertel gelegen, und genießen Wiener Melange und Sachertorte in dieser Oase der Ruhe, die periodisch vom Muezzin der benachbarten Moschee unterbrochen wird, der in dröhnender Lautstärke die Muslime zum Gebet ruft oder bei Bedarf Kampfparolen ausgibt. Am Ende der Gasse befindet sich provokativer Weise ein Wohnsitz Sharons, schwer bewacht von den auch sonst allgegenwärtigen israelischen Soldaten mit ihren Maschinenpistolen.

An der Klagemauer, zu der wir nur nach eingehenden Bodychecks und in einem Slalom durch viele Gewehrläufe gelangen, beten Männer und Frauen getrennt, so haben wenigstens die Frauen ihre heilige Ruhe. Besinnlich und gesittet geht es hier ab, frau lässt einander den Vortritt und steckt schweigend Wunschzettelchen in die Mauerritzen. Was wohl drinsteht? Ich bin versucht, meinen Kindern auf diesem Weg das Beste zu wünschen, glaube aber, dass die Botschaften diesseits des Paravents einander zu sehr ähneln um höhererorts noch registriert zu werden. Jenseits des Paravents, auf der männlichen Seite, häufen sich die orthodoxen Outfits der langen schwarzen oder gestreiften Röcke, Hüte, Locken, chassidischen Pelzmützen. Die Mauer löst manisches Gebaren und Geheul aus. Am Sabbat sei das besonders intensiv, sagt Jael, unsere Führerin, werktags ruhiger.

Der direkt angrenzende muslimische Tempelberg, auf dem sich die Felsendom- und die Al Aqsa-Moschee befinden, ist wegen des Ramadam für Andersgläubige derzeit nicht zugänglich. Hier hat vor drei Jahren, mit einem als Povokation gemeinten und von den Arabern ebenso verstandenen „Kontrollgang“ Ariel Sharons, die zweite, blutige Intifada begonnen, die seitdem anhält und praktisch alle Brücken zwischen Juden und Arabern abgebrochen hat.

Jerusalem, die heilige Stadt der Juden, Christen und Moslems. Von hier aus habe der legendäre König David das Judentum zu einem blühenden Gottesreich geeinigt und hier soll sein Sohn Salomo den ersten prächtigen Tempel als dessen Zentrum



erbaut haben. Hier predigte Jesus, wurde gekreuzigt und stand von den Toten auf. Hier fuhr Mohammed in den Himmel auf. Ich als notorisch Ungläubige fühle mich unwohl hier in Jerusalem, das laut Israel Finkelstein, dem führenden Archäologen Israels, zu Zeiten König Davids und seines Sohnes „im besten Falle nicht mehr war als ein typisches Dorf im Bergland“. Heute herrscht hier wieder dörfliche Ruhe. Oder vielmehr Grabesruhe?

Unsere Gruppe genießt die Früchte einer Auseinandersetzung, die offensichtlich das letzte Mal stattgefunden hat und in deren Zuge die Berücksichtigung der aktuellen Krisensituation eingefordert wurde. Yad Vashem, wiewohl offiziell mehr den Toten als den Lebenden verpflichtet, reagierte darauf, indem für uns ein eintägiger Studienaufenthalt im israelisch-arabischen Verständigungszentrum Givat Haviva, gelegen am nördlichen Eck der Westbank, arrangiert wurde.

Der Klappentext meines Dumont-Führers aus dem Jahre 1999, gerade mal vier Jahre alt, wirbt noch mit einem touristischen Besuch „im autonomen Palästina“, den seit 1967 von Israel besetzten Gebieten der Westbank und des Gazastreifens hinter der „Green Line“ von 1949. Seit drei Jahren, dem Beginn der zweiten Intifada, ist daran nicht mehr zu denken. Auch alle Versöhnungsbemühungen der Idealisten von Givat Haviva enden seitdem an dieser Grenze und erstrecken sich nur mehr auf die Verständigung von Israeli und israelischen Palästinensern diesseits der Besatzungsgrenze, die derzeit von der viel diskutierten Mauer bzw Zaun verstärkt wird. Dahinter regieren Gewalt und Hass, die regelmäßig auch auf israelisches Staatsgebiet überschwappen.



Im Laufe des Tages wird uns deutlich, um wie viel mehr in das Errichten von Grenzen investiert wird als in deren Überbrückung. Die umstrittene Mauer (stellenweise handelt es sich nur um einen Zaun) ist für mich, von unserem Aussichtspunkt aus, zunächst nicht als solche zu erkennen: ich halte sie für eine gewaltige Autobahntrasse, welche Hügel und Täler durchschneidet; erst nach einer Weile wird mir klar, dass zu beiden Sei-

ten der Mauer „patrol roads“ verlaufen, und was ich naiv für Baufahrzeuge gehalten hatte, sind in dichten Abständen verkehrende Patrouillen-Militärtrucks, in deren Intervallen zusätzlich Videokameras ihren Dienst tun. Lydia Aisenberg, vom Antisemitismus in ihrer Jugend aus Wales vertriebene Pazifistin, die uns in einer zweistündigen Tour die Lage vor Ort veranschaulicht, räumt ein, dass durch den Mauerbau die tagtäglichen gewaltsamen Übergriffe auf Zivilisten im israelischen Staatsgebiet zwar deutlich reduziert wurden, dass die pazifistischen Don Quijotes von Givat Haviva aber mit dem Verlauf der Mauer, die immer wieder tief in palästinensisches Gebiet hineinschneidet und die dort befindlichen israelischen Siedlungen schlingenförmig umgibt, nicht einverstanden sind und diesen bekämpfen. Ein abschnittweiser Rückbau entlang der Green Line von 1967 um enorme Summen sei bereits beschlossen. „Welcome to Monty Python’s country“, merkt sie mit ihrem grimmigen britischen Hu-

mor an. Sie zeigt uns von der Green Line durchschnittene Dörfer, deren Bewohner sich eines Morgens, ohne den Fuß aus dem Bett gesetzt zu haben, in Staatsbürger mit israelischem Pass und Staatenlose unterteilt sahen, wir sehen grenznahe israelische Siedlungen, wo nicht sozialkompatible Bevölkerungsgruppen wie Einwanderer aus Kasachstan oder Ultraorthodoxe einquartiert werden, wir sehen den Farbunterschied zwischen dem üppig bewässerten Israel und dem darbenenden Palästinensergebiet, wir hören von den palästinensischen Morden an Müttern und Kindern in einem grenznahen Kibbuz, der bewusst die friedliche Nachbarschaft zwischen Israeli und Arabern zu gestalten versucht hatte.

Das Friedens- und Kommunikationszentrum von Givat Haviva fristet in dieser Umgebung eine kärgliche Randexistenz, der Wind der derzeitigen offiziellen Politik bläst ihm scharf ins Gesicht, und der letzte Hahn der ohnehin nur spärlich tröpfelnden Budgetmittel ist abgedreht, man ist auf Spenden aus dem Ausland angewiesen. Axel Elsohn, Schweizer Herkunft, siedelt die Wurzeln dieser Institution in der Widerstandsbewegung der jüdischen Gettos an, die sich ebenfalls auf die Menschenrechte berief, und in der Sozialutopie der frühen Kibbuzbewegung. In diesem Sinne werden bikulturelle Versöhnungsprogramme für Jugendliche und Erwachsene durchgeführt, Kommunikationstrainings für arabische und israelische Schüler in einer gemeinsamen Gruppe, hebräische/ arabische Sprach- und Kulturkurse, Frauenprojekte, um die Diskriminierung der Frau in beiden Kulturen als Gemeinsamkeit zu erleben, gemeinsame Menschenrechtsdiskussionen. Eine palästinensisch-israelische Jugendzeitung „Crossing Borders“ wird herausgegeben, an der Jugendliche beider Seiten der Mauer beteiligt sind, ein gemeinsamer Radiosender (Sendeort Zypern) befindet sich im Aufbau. „Two Truths. Different Narratives on the Same Conflict“ lautet das Motto solcher Medien.

Ich erlebe diesen Besuch als einen der spannendsten Momente meines Lebens, in einer Oase der Vernunft, Gelassenheit und Empathie angesichts des tobenden Wahnsinns, der sie umgibt. Der nächste Referent, Dr. Yair Bäuml, der uns die dreitausendjährige Geschichte des Volkes Israel und die Entwicklung des arabisch-israelischen Konfliktes in knapp einer Stunde vermittelt, sorgt allerdings für ein Zusammenzucken mancher israelischer und nicht israelischer Zuhörer, als er sagt, „die Juden haben Gott erfunden, um ihren Anspruch auf das Gebiet spirituell abzusichern. Ich weiß nicht, ob das eine sehr gute Idee war, jedenfalls war es eine sehr erfolgreiche Idee.“ Für hitzige Diskussionen unter den Seminarteilnehmern über die Verletzung religiöser Gefühle ist für den Rest des Tages gesorgt.

Meine ganz profane Schmerzgrenze hingegen wird überschritten, als ich die lässig umgehängte MP des Soldaten, der sich in der Kantine vor mir am Salatbuffet anstellt, beiseite schieben muss, weil sie sich penetrant auf mein Knie richtet. Auch hier ist viel jugendliches Militär stationiert. Ich will mich nicht daran gewöhnen, dass überall halbe Kinder, Burschen wie Mädchen, mit geschulterten Maschinenpistolen herumlehnen, die sie während des Essens vor sich auf den Tisch legen wie eine Zeitung.



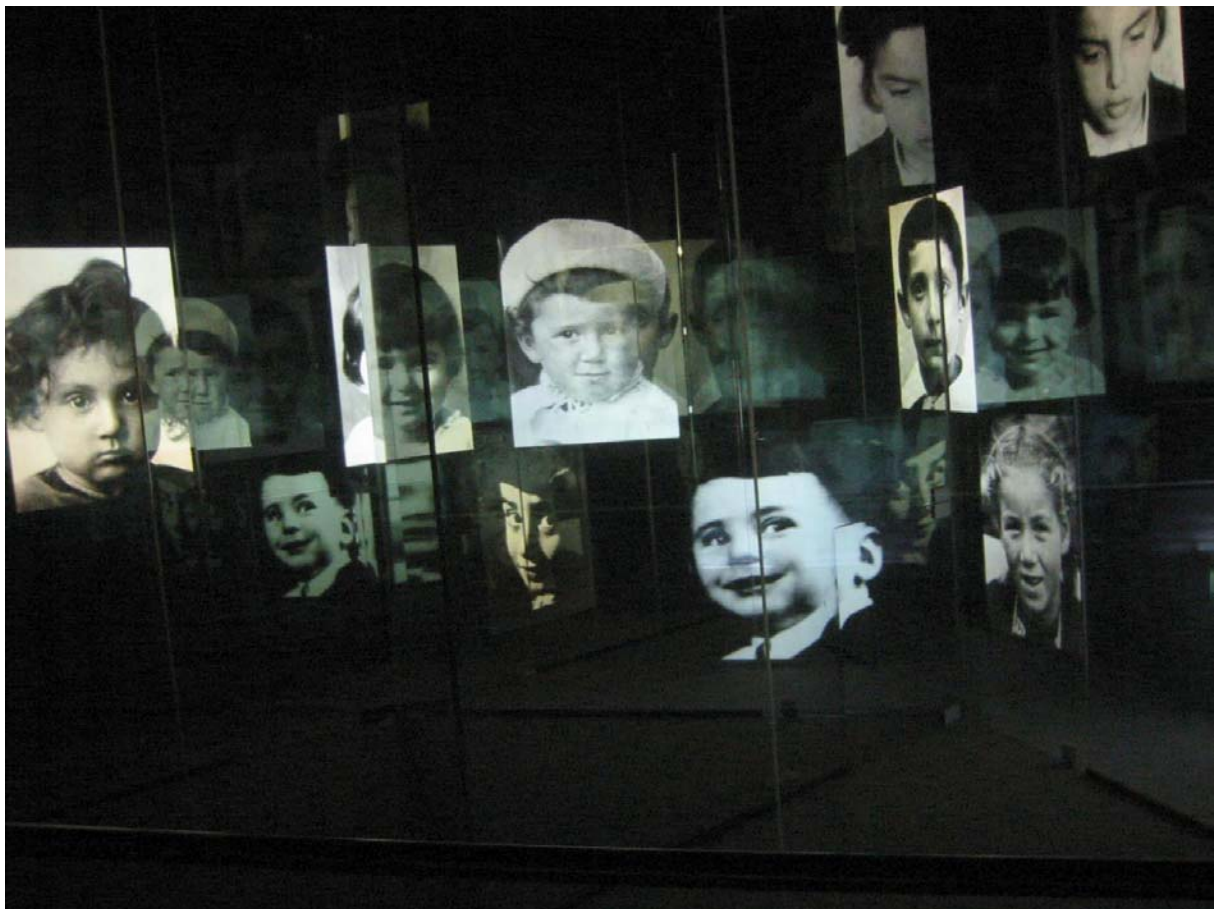
Täglich werden wir von nun an von 8.30 bis 17 Uhr den Vorlesungen bzw Workshops verschiedener Holocaust-Spezialisten folgen, die das Geschehen aus historischer, theologischer, psychologischer, politischer, soziologischer, philosophischer, juridischer, ästhetischer und literarischer Sicht analysieren. Auch die knapp bemessene Mittagspause ist meist für „individuelle Projekte“, Nachforschungen in Archiv und Bibliothek, Präsentationen u.dgl. verplant. Für einige Abende sind zusätzlich österreichisch-israelische Kontakte und Diskussionsrunden angesagt, den Rest der Zeit verbringen die meisten von uns damit, das Erfahrene in E-mails, Tagebuchaufzeichnungen und natürlich Gesprächen zu reflektieren.

Yad Vashem, imposant auf dem Mount Herzl gelegen, umfasst eine weitläufige Gedenkstätte, einen Friedhof der „pages of testimonies“, Museen, den „Wald der Gerechten“ und Bildungseinrichtungen wie Archiv, Bibliothek, Forschungs- und Seminarzentrum. Alles vereint unter dem Ziel, die Erinnerung an den Holocaust zu wahren und in alle Welt hinauszutragen. Es überrascht mich zu hören, dass auch in Israel lange Jahre nach dem Krieg eine „conspiracy of silence“ über den Holocaust bestand, da man sich nicht im Stande sah auf diesem Trauma einen Staat aufzubauen. Erst in den Sechziger Jahren wurde der Holocaust als integrierender Bestandteil der nationalen Identität Israels im öffentlichen Bewusstsein verankert, indem zB Yad Vashem gegründet, zum Ablegen von Zeugenaussagen über die Ermordeten aufgerufen und ein nationaler Holocaust-Gedächtnistag ins Leben gerufen wurde, an dem zu einem bestimmten Moment das ganze Land stillsteht, selbst der Verkehr auf der Autobahn. Yad Vashem wird seitdem obligatorisch von sämtlichen Schulklassen frequentiert, von SoldatInnen, Angehörigen von Opfern aus aller Welt, von Touristen



und auch von Lehrern, österreichischen sogar.

Yariv Lapid führt uns durch die monumentale Gedächtnisarchitektur, die an die Deportationszüge, die Vernichtungslager, die Gettos, die Gettoaufstände, die Partisanen, die vernichtete jüdische Kultur und jene Nichtjuden, die unter hohem Risiko das Überleben von Juden ermöglichten, erinnert. Bekommen flüchte ich aus dem Kinderdenkmal, das in einer dunklen Höhle Portraits ermordeter Kinder und Kerzen in tausendfacher Spiegelung aufleuchten lässt, während eine dunkle Frauenstimme monoton unzählige Kindernamen mit Altersangabe verliest. Doch gerade hierher wird es mich in den Pausen immer wieder zurück ziehen, und jedes Mal werde ich wieder wie von Furien gepeitscht ins Helle rennen um noch rasch ein mail an meine Kinder abzusetzen.



Unmengen von Budgetmitteln müssen in die Errichtung der gesamten Anlage geflossen sein, Unmengen fließen in ihren Betrieb. Ob Baumaterialien, architektonische und künstlerische Gestaltung, technische Ausstattung, Qualifikation und Motivation des Lehrpersonals – alles vom Feinsten. Der Gegensatz zum schäbigen Friedenscamp von Givat Haviva könnte größer nicht sein, dazu bräuchte es nicht einmal den pädagogischen Kennerblick, der die Üppigkeit des Budgetflusses auf der Stelle anhand des Bauzustandes, des Alters der technischen Geräte in einem Seminarraum, der Wartung der sanitären Anlagen und der Zugänglichkeit von Kopiergeräten abzuschätzen vermag. Kein Zweifel, Israel lässt sich seine Toten etwas kosten, mehr wohl, als sie und ihre Angehörigen den Täterländern jemals wert waren. Dennoch beschleicht mich spontan das Gefühl eine Statistenrolle in einem nekrophilen Ritual übernommen zu haben.

Fällt es dem Menschen leichter, vergangene Traumata zu bearbeiten als gegenwärtige? Viele Vokabeln, die wir gestern in Givat Haviva über die Palästinenser-Sperrgebiete hinter dem Sicherheitszaun gehört haben, begegnen uns heute im Einführungsvortrag über die erste Phase der nationalsozialistischen Judenverfolgung wieder: Enteignung. Deportation. Ich erinnere mich an Enteignung, Vertreibung und die Deportation Hunderttausender arabischer Palästinenser von 1949. Gettos. Ich erinnere mich an die Flüchtlingslager, in denen sie seitdem zusammengepfercht leben und ihrer Rückkehr harren und an den Zaun/ die Mauer, die die Sperrgebiete seit kurzem abriegelt. Staatenlosigkeit. Nachdem man den deutschen und österreichischen Juden ihren Pass abgenommen hatte, stellten sich ihnen als Staatenlosen auf der Flucht immense bürokratische Schwierigkeiten in den Weg. Ich denke an die Staatenlosen hinter der Mauer. Wohin ohne Pass, auch heute noch? Organisierte Pogrome. Ich denke an die Flüchtlingslager Sabra und Chatila in Beirut, wo 800 Alte, Frauen und Kinder niedergemetzelt wurden. In solchen Aktionen liegt der Keim zum totalen Genozid, doch ich wage meine Gedanken nicht auszusprechen. Yad Vashem ist eine rückwärtsgewandte Einrichtung, Gegenwart und Zukunft sind hier nicht unser Thema. Ich bin hier um den Holocaust zu studieren.

Geschichtliche und gegenwärtige Ereignisse miteinander zu vergleichen, ist grundsätzlich ein sehr fragwürdiges Unternehmen, und mit dem Holocaust wurden Maßstäbe geschaffen, die ihn jeglicher Vergleichbarkeit entziehen. Ein Supergau der Weltgeschichte? Von Menschen gemacht, aber als Resultat einer schicksalhaften Bündelung von Einflussfaktoren? Wäre es dazu gekommen, wenn Hitler an der Kunstakademie akzeptiert worden wäre? Wenn es in Deutschland keine Rekordarbeitslosigkeit gegeben hätte? Wenn nicht antisemitische Vordenker den Weg geebnet hätten? Einen Weg durch ein Feld, das vom christlichen Antisemitismus seit 1000 Jahren beackert worden war? Und wenn nicht ... Die Reihe solcher Hintergrundumstände ließe sich noch fortsetzen, aber genau jenen, welcher den Hauptfaktor des gegenwärtigen Nahostkonfliktes ausmacht, wird man nicht darunter finden: Es war kein Territorialkampf zweier Konfliktgegner, die denselben Gebietsanspruch stellen. Der Holocaust war das Resultat einer Konfliktkonstruktion.

„Mit welchen Bildern wird die Ermordung von sechs Millionen Menschen im Unterricht präsentiert?“ Prof. Shulamit Imber legt eine gewichtige rhetorische Pause ein. Die Epitheta „gewichtig“ und „tragend“ sind es, welche ihre Person, ihre Botschaft und ihre Rhetorik am treffendsten charakterisieren. Raumfüllend bringt sie uns in ausgeprägt jiddisch akzentuiertem Englisch ihre Unterrichtsphilosophie der Vermittlung des Holocaust nahe. „Daten, Fakten und Tabellen. Viehwaggons, mit Menschen gefüllt. Rauchende Schloten. Berge nackter und skelettierter Leichen. Stellen Sie sich vor, Ihre Mutter sei in einem KZ umgekommen. Möchten Sie sie so präsentiert wissen? Schwarzweiß-Aufnahmen ausgemergelter, geschorener und nummerierter Überlebender, ununterscheidbar, ihrer Individualität beraubt.“ Pause. Wir lassen in unserer Erinnerung dokumentarisches Unterrichtsmaterial an uns vorbei ziehen und müssen ihr Recht geben. „So sehen Opfer aus. Menschen nicht. Ein Mensch hat Farbe, Namen, Gesicht, Haare, Körperbau, Alter, Geschichte, Würde, alles, was ihn unersetzbar und einzigartig macht, kurz seine Identität. Hitler hat den Holocaust vorbereitet, indem er die Juden systematisch entmenslichte, indem er ihnen, noch bevor er sie ins Krematorium steckte, alles nahm, was ihr Menschsein ausmachte. Das senkte die Hemmschwelle.“ Wieder Pause. Sie blickt in die Runde. „Wir sind alle Lehrer. Führen wir Hitlers Werk nicht zu Ende. Wir können den Ermordeten nicht ihr Leben zurückgeben, wohl aber ihr Antlitz, ihre Identität, ihre Würde. Machen Sie in Ihrem Unterricht aus Opfern Menschen.“

Manchen Opfern war nach der Befreiung das nackte biologische Leben geblieben, doch das Zurückfinden ins Menschsein sollte sich als gewaltige Hürde erweisen, so unüberwindlich, dass viele davon ihr Überleben bedauerten und im schlimmsten Fall den Freitod wählten. Der Psychotherapeut Dr. Natan Kellermann betreut im Rahmen der Organisation AMCHA Holocaust-Überlebende. Er weiß um die vielfältigen Probleme, die sich den heute 80 bis 90jährigen immer noch tagtäglich in den Weg stellen, aus eigener Anschauung: Seine Mutter hat ein deutsches Vernichtungslager überlebt. Ihre Knochen seien als Spätfolge der Mangelernährung brüchiger, als sie es durch die altersgemäße Osteoporose wären, wie aus Papier, sagt er. Mindestens einmal jährlich bricht sie sich etwas, erträgt aber keinen Gips, bekommt klaustrophobische Zustände davon wie bei einer Fesselung. Auch eine Computertomografie ist nicht durchführbar, sie lässt sich nicht in die Röhre schieben. Mit dem Zug fahren



kann sie auch nicht. Die einzige Eisenbahnlinie Israels, die seit Gründerzeiten bestand, wurde unter dem Einfluss der Holocaust-Überlebenden dem Verfall preisgegeben. Erst jetzt, da die Holocaust-Generation dem biologischen Ende zugeht, befindet sich eine moderne Hochgeschwindigkeitsbahn in Planung. Als Dr. Kellermann ein Kind war, hat seine Mutter mit ihm nie über den Holocaust gesprochen, auch nicht über den

Verlust aller Verwandten. Der Bub bekam dennoch mit, dass mit seiner Mutter etwas Furchtbares geschehen war, fragte aber lange Jahre nicht danach. Das sei die „Conspiracy of Silence“: „Du weißt es, ich weiß es, wir wissen von unserem Wissen, aber ich frage nicht und du redest nicht“. Traumata übertragen sich von Generation zu Generation durch Handlungen und Haltungen, jedoch kaum durch Worte.

Er lässt uns diese Transgenerational Transmission of Trauma in einer Art Familienaufstellung nachspielen, fragt uns, wie uns Nazizeit und Krieg in unseren Familien vermittelt wurden. In szenischen Aufstellungen von Vater-Sohn-Konfrontationen und Mutter-Tochter-Konflikten wird an alten Familientabus gekratzt, werden verschlossene Türen im Elternhaus geöffnet. Unmerklich hat Dr.Kellermann seine Betreuer Tätigkeit auf „die Täterseite“ ausgedehnt. Tröstlich wird sein Tonfall, als manche von uns nur mehr mühsam nach Worten und Luft ringen. Ich mag ihn. Seine Mutter sei besorgter um ihre Kinder gewesen als andere Mütter und zugleich hilfloser ohne sie, erzählt er. Mitten in seine Beschreibung hinein klingelt sein Handy. Er nestelt an der Tastatur herum und lächelt verlegen wie ein ertappter Schuljunge. „Sehen Sie. Meine Mutter.“ Wir lachen erleichtert. Ein Lebenszeichen.

Ich suche im digitalen Archiv von Yad Vashem nach Namen und Schicksalen von SchülerInnen, die zwischen 38 und 45 aus rassistischen Gründen die Schule, an der ich arbeite (Handelsakademie Innsbruck), verlassen mussten. Fünf Namen sind es, die mir Schülerinnen meiner Klasse aus den Klassenbüchern des Schularchivs herausgesucht hatten. Ich bin erleichtert, keinen von ihnen in der Totenhalle „Hall of Names“ zu entdecken, wohl aber einen ihrer Väter, Richard Berger, der in der Reichskristallnacht 1938 in Innsbruck erschlagen wurde. Gewissenhaft hat seine überlebende Gattin von seiner Ermordung Zeugenschaft in Yad Vashem abgelegt. Die Jungen, so scheint es, haben sich alle rechtzeitig in Sicherheit gebracht, ich durchforste Datenbanken, wälze Bücher um Bücher mit Namenslisten, finde aber nichts über ihren Verbleib. Yad Vashem gibt nur über Tote Auskunft.

Fluchtgeschichten hingegen lernen wir am Abend im Hotel kennen, als uns die „Old Austrians“ besuchen kommen, eine Vereinigung von aus Österreich Vertriebenen, die sich trotz allem um Kontakte mit Österreichern bemühen. Ich komme mit Frau Judith Hübner ins Gespräch, gebürtige Wienerin, 1938 geflüchtet, später Vizebürgermeisterin von Jerusalem. Eine resolute Dame, die in mir von Anfang an den Mut bestärkt, nicht übers Wetter reden zu müssen. Ich bringe es also hinter mich und sage, wie sehr ich es bewundere, dass sie so ohne spürbare Ressentiments mit uns über Österreich plaudern kann. Sie mustert mich prüfend, fragt nach meinem Geburtsdatum und sagt, ich



bräuchte mich, 12 Jahre nach Kriegsende geboren, ja wohl wirklich nicht schuldig fühlen. Auf meine Entgegnung hin, ich könnte aber theoretisch in ihrer Wohnung leben, merkt sie zögernd an, hier hätte ich tatsächlich einen wunden Punkt erwischt. Sie erzählt mir, wie im Herbst nach dem Anschluss ihre Wiener Wohnung enteignet und einem Nazibonzen (ich habe seinen Namen vergessen) zugeweiht wurde. Wie er vor versammelter Familie vor seinem Einzug und ihrem Rauswurf mit einem Stock die Festigkeit des Verputzes überprüft hatte und, noch bevor eine jüdische Sammelwohnung beziehbar war – eine Vorstufe von Theresienstadt - , auf ihrem sofortigen Auszug bestand. Es war November, es schneite, die Familie saß zwischen ihren Möbeln mit

Sack und Pack im Schneefall zwei Nächte lang vor dem Haus im 6. Bezirk. „Ob Sie's glauben oder nicht, indirekt hat er mir damit das Leben gerettet. Diese zwei Nächte haben mich bewogen zu gehen. Später, nach dem Krieg, wenn ich wieder nach Wien

zurück kam, stand ich jedes Mal vor unserem Haus, aber sein Name war immer noch neben dem Klingelknopf. Ich verharrte eine Ewigkeit davor und brachte es nicht über mich zu läuten. Erst vor einigen Jahren las ich einen anderen Namen beim Klingelknopf unserer Wohnung und läutete. Ein Studentepärchen wohnte nun dort, ich sagte durch die Gegensprechanlage, ich hätte früher mal hier gewohnt und bat mir die Wohnung noch mal ansehen zu dürfen. Offensichtlich erkannten die beiden netten Leute den Hintergrund und waren völlig bestürzt, aber ich beruhigte sie, ich wolle nichts von ihnen, ich wolle nur mehr mit meiner Kindheit abschließen. – Im Übrigen, aber das sage ich jetzt nur Ihnen, ich hätte die Wohnung gar nicht mehr mögen, den schönen Parkett haben sie herausgerissen und durch so ein synthetisches Zeug ersetzt, und was soll eine Dusche mitten im Wohnzimmer? Nein danke. Aber die beiden Leutchen waren wirklich sehr lieb, er wollte mich unbedingt noch zur Tram bringen, aber ich sagte, danke, ich kenne den Weg, ich bin kein Tourist hier ...“

Ein paar Tage später bin ich bei Frau Hübner zu einem weiteren altösterreichischen Abend eingeladen, in ihrer gediegenen Altwiener Wohnung, dekoriert mit Stichen von Karlskirche, Stefansdom und Albertina mitten in Jerusalem. Weitere Herrschaften gesellen sich zu uns, teilweise kenne ich sie schon vom ersten Abend her, weitere und oft unfreiwillig sehr abenteuerliche Fluchtgeschichten werden erzählt. Die Grenzen waren zu für jüdische Flüchtlinge, 1939 machten auch die Engländer in Palästina die Schotten dicht, um Konflikte mit der arabischen Bevölkerung zu vermeiden. Viele Monate wurden oft herumirrend auf dem Meer verbracht, von hierher nach dorthin, Alternative nirgendwo. Ein Herr, seinen Namen habe ich vergessen, ging 1938 ganz alleine als Jugendlicher aus Eisenstadt weg, gegen den Willen seiner Familie. Sie alle wurden vergast, Eltern, Geschwister, Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins, Cousinen, Großtanten und Großonkel. Es ist eine sehr lange Aufzählung. Um auszuwandern, musste er sich in zahllosen Amtsgängen und unter ebenso zahllosen Behördenschikanen die Einstufung als „Volljude“ bestätigen lassen, um von der Wehrdienstverpflichtung entbunden zu sein, um eine Bestätigung einholen zu können, dass keine Steuerschulden bestanden, um überhaupt eine Ausreisebewilligung beantragen zu können. Schließlich braucht alles seine Ordnung, auch das Menschsein will amtlich aberkannt werden, da sind schon ein paar Formulare nötig ... Am demütigendsten aber waren die vergeblichen Bemühungen einiger, nach dem Krieg die österreichische Staatsbürgerschaft wieder zu erlangen. Bis jetzt konnte ich alles Gehörte auf die bösen Nazis schieben, aber dass österreichische Staatsbürger, die plötzlich zum staatenlosen „Juden“ und somit zur Nonperson geworden waren, auch im modernen demokratischen Österreich nicht wieder als Österreicher anerkannt wurden, sofern sie dies wünschten, ist empörend. Ich schäme mich zutiefst für mein Heimatland.

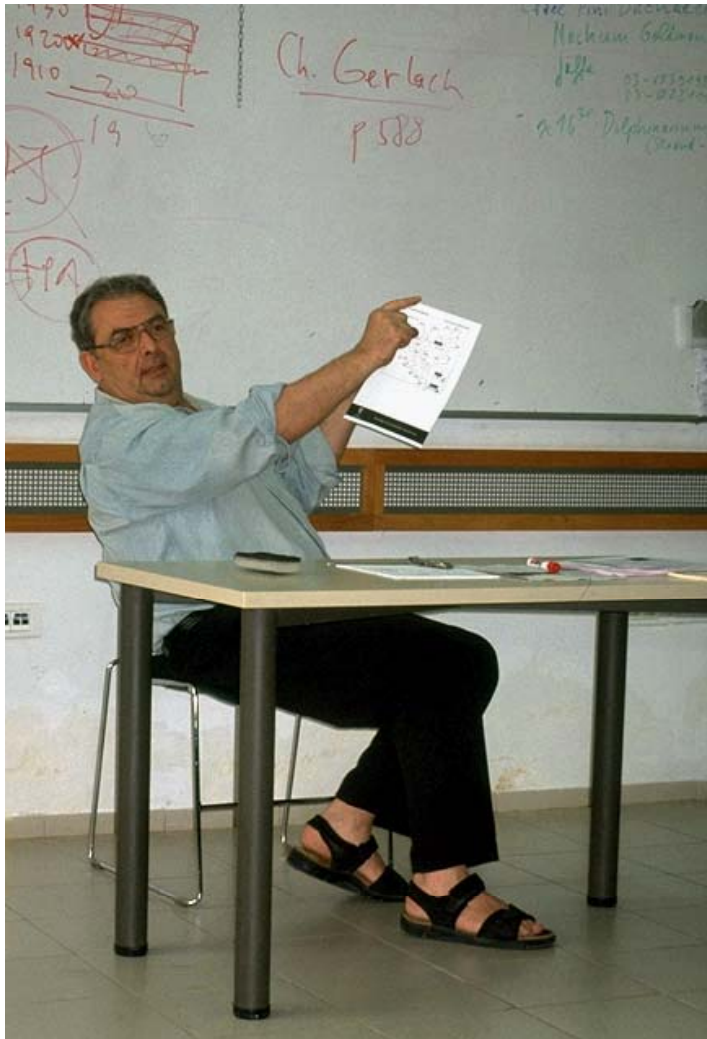
Der tägliche Rhythmus hat sich eingespielt. Morgens, nach einem ausgiebigen Frühstück mit geräuchertem Fisch, Früchten und Schafkäse begeben wir uns über den Herzl Boulevard in unsere Schule. Den Spätaufstehern steht sogar ein Bus zur Verfügung. Wenn wir den Herzl Boulevard abends wieder hinunter marschieren, zurück nach Beit Haqarem, scheint bereits der Mond, und wir haben gerade noch Zeit für einen Besuch im Supermarkt. Die Security guards, die gewissenhaft mich und meinen Rucksack nach Waffen oder Bomben perlustrieren, wundern sich anfangs über das viele beschriebene und bedruckte Material, das ich zum Einkaufen mitführe, bald aber kennen sie mich und mein papierene Munition und sind versucht mich durchzuwinken.

Lehrer drücken ja nicht ungerne die Schulbank. Fortbildungen bieten den meisten einen willkommenen Anlass zum Frontenwechsel. Entgegen der landläufigen Meinung ist es nicht besonders angenehm ein mehr oder weniger unwilliges Publikum für ein interessensfremdes Sachgebiet begeistern zu müssen und sich dann auch noch für seinen Lernfortschritt eben auf diesem Gebiet verantwortlich zu fühlen. Dass sich andere für meinen Lernfortschritt, für mein Verständnis, für meine Meinungsbildung verantwortlich fühlen, dass mir jemand seine Ideen nahe zu bringen versucht, bedeutet Zurücklehnen, Innehalten und Erweiterung meines Horizonts. Doch die täglich siebenstündigen Vorträge und Workshops in Yad Vashem, an denen teilzuhaben ich die Möglichkeit bekam, sind mehr als das. Im Nachhinein fallen mir dazu die Begriffe Spannung, Herausforderung, Erschütterung ein, und ich möchte nicht eine Sekunde all des im Seminar Gehörten und Erfahrenen missen, so hohl diese Phrase klingt. Ich höre mich mit verblüffenden Thesen konfrontiert, mit umfassenden historischen Fakten, mit der diskursiven Erfassung eines unbegreiflichen Geschehens, mit rhetorischer Brillanz und pragmatischer Argumentationsschulung. Einerseits und andererseits. Man kann es so sehen und natürlich gleichzeitig anders. Was immer wir einwenden, was immer uns konzidiert wird, unweigerlich folgen eine dramatische Redepause und ein dezidiertes „But. Aber.“ Die Tradition des gelehrten Disputes wird hier liebevoll kultiviert: Ich warte auf Ihre Einwände. Widersprechen Sie mir bitte, ich werde Sie widerlegen und, wenn Sie mir dann noch fünf Minuten Zeit geben, Ihnen noch eine Gegenthese zu meiner Argumentation präsentieren. Zwei Juden, drei Meinungen, das ist der Schlüsselsatz in Israel. Was dann tatsächlich geschieht, ist ein Viertes, darum wird die Politik hierzulande so gerne den Generälen überlassen.

Professor David Bankier gewinnt uns für sein Erklärungsmodell des „romantischen“ (ich nehme eine Umbenennung in „kitschigen“ vor) versus „sachlichen“ Antisemitismus. Kitschigen Antisemitismus habe es immer schon gegeben, seit die Juden in der Diaspora verstreut sind. Das bekannte Schema „Wir“ und „die Anderen“. Gut hier, böse dort, altvertraut und brandaktuell, denke ich mir. Der Jude, das Fremde, der Ritualmord, die Brunnenvergiftung, das orientalische Aussehen im okzidentalischen Umfeld, die Pogrome. Projektive Hassgefühle. Der armselig pinselnde Hitlerdilettant gegen den Strom des verjudeten Kunstbetriebs. „Wie stufen Sie Julius Streicher ein?“, fragt mein Kollege Rainer Hofmann. „Romantic antisemite.“ Was heißt dann „sachlicher Antisemitismus?“ Sachlicher Antisemitismus bedeute, „die Juden zu töten, ohne sie zu hassen“. Eine Haltung, getragen von einer Generation gebildeter Leute, die in der Judenvernichtung ganz sachlich das Trampolin für ihren Karriereprung im Rahmen der herrschenden Ideologie erkannten. Diese herrschende Ideo

logie der Nazis erkannte, in einem „wissenschaftlich“ untermauerten Geschichtsbild, im Juden den grundsätzlichen Umkehrfaktor der genetischen Menschheitsevolution. Laut Darwin müsse es der Stärkere sein, der letztlich herrsche und durch Zuchtwahl den zivilisatorischen Fortschritt vorantreibe. Wo immer Juden ihre Hand im Spiel der Menschheitsentwicklung gehabt hätten, habe sich der Spieß umgedreht: der Schwächere obsiege. Der Ausgang aus der machtvollen ägyptischen Hochkultur, die Gründung des Reiches Israel durch geflüchtete Sklaven, die Bergpredigt, der Sieg des Christentums über das römische Imperium, der Kommunismus: Juden waren es, die stets den Hebel der biologistischen Fortschrittsmaschinerie herumrissen und denen, die zum Untergang bestimmt waren, zur Herrschaft oder zumindest zum Überleben verhalfen. Die Schubumkehr der Weltgeschichte. Es sei darum eine biologische, sachliche Notwendigkeit, sie bis zum letzten Individuum zu vernichten. Sonst sei die Menschheit verloren. Adolf Eichmann antwortete in einem seiner Verhöre 1963 in Jerusalem auf die Frage, ob er mit der Vernichtung von sechs Millionen Juden zufrieden sei, zufrieden wäre er nur gewesen, wenn er alle zehn existierenden Millionen vernichtet hätte, dies sei schließlich sein Auftrag gewesen, und Aufträge müsse man ausführen. Sachlich sagte er dies, verständnisheischend, beinahe freundlich. Von Hass keine Spur.

In der Folge bekommen wir erläutert, nach welchen Kriterien man den „sachlichen“ vom „kitschigen“ Antisemitismus unterscheiden könne. Die Blutigkeit eines Konfliktes sei ein Indikator für die kitschige Phase, die Grausamkeit der Exzesse. In der Einstufung der deutschen Herrenmenschen seien zB die in Weißrussland von lokalen Milizen, die von den Nazis eingesetzt wurden, durchgeführten Massaker an der jüdischen Minderheit, in deren Zuge mit jüdischen Säuglingen Tontaubenschießen zum Gaudium der Zuseher veranstaltet wurde, als primitiv und bolschewistisch angesehen worden. Die Durchführung der Endlösung sollte mit solchen undeutschen Gräueln nichts zu tun haben, sie sollte unblutig, korrekt, nach den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaften und in ausgeklügelter Logistik erfolgen. Dem gemeinen Volk, im kitschigen Antisemitismus verhaftet, sei solches nicht mehr vermittelbar gewesen. Durch Hasspropaganda geschürte Übergriffe auf einzelne Personen oder lokale Gruppen: No problem. Ein industrieller flächendeckender Vernichtungsprozess? No thanks. Der wurde vom Beschluss an als Geheime Reichssache gehandelt. Doch bereits die Eskalation des kitschigen Antisemitismus wolle sachlich vorbereitet sein: Biologismus und Verschwörungstheorien sind die Vorboten des sachlichen Tötens. Es liege „im Wesen“ des Juden, in seinem „Blut“, in seinem genetischen Code, würde man heute sagen, das Wirtsvolk zu infizieren und zu zersetzen. Und wie sich Krebszellen im gesunden Organismus zu einem Netz wuchernder Metastasen organisieren, so verschwöre sich das weltweite Judentum um den Verfall des Menschheitskörpers voranzutreiben (in der weniger globalen Diktion der Nazis „deutschen Volkskörpers“). Das Hauptangriffsziel seien in dieser Logik nicht die orthodoxen Ostjuden, kraft schwarzer Kaftans, Hüten und Stöpsellocken unschwer als Juden einzustufen, gewesen, sondern die assimilierten, optisch und oft nicht einmal mehr aufgrund des fehlenden Taufscheins zu erkennenden Juden, körpereigenen Krebszellen gleich von den Abwehrkräften des Wirtskörpers nicht als Schädling auszumachen. An diesem Punkt sei der „kitschige“ christlich motivierte Antisemitismus in den „sachlichen“ der Nazis (die am Christentum ja das Jüdische verfolgten) übergetreten.



Es wird nicht überraschen, dass die Thesen von Professor Bankier, die ich hier nur in vereinfachender Raffung wiedergegeben habe, eine Flut von Einwänden hervorriefen. Dass der Holocaust von „educated people“ betrieben worden sei, wird zum Beispiel nicht unwidersprochen hingenommen. Oder dass die Versachlichung eines kitschigen Empfindens sich verheerend auswirke. Wie denn in das nationalsozialistische Geschichtsmodell Umwälzungen wie die Bauernaufstände, die lutherische Kirchenspaltung, die französische Revolution, an denen Juden garantiert nicht aktiv beteiligt waren, einzuordnen gewesen seien, will ich wissen. David Bankier sieht mosaich auf mich herab: „Verjudet. Vom jüdischen Wesen infiziert. Man muss einen Kranken nicht berühren, um sich anzustecken.“ Ich komme leider nicht mehr an die Reihe, um eine Antwort auf die Frage, die mich im Hinblick auf meiner Lehrtätigkeit

am meisten bewegt, zu erhalten: Unter welchen Umständen, vor welchem Hintergrund tritt ein Konflikt von der vergleichsweise harmlosen „kitschigen“ in die genozidträchtige „sachliche“ Phase über?

Am Abend, alleine im Hotelzimmer, lese ich in der „Jerusalem Post“ die unkommentierte Wiedergabe eines Referates, welches ein „scholar“ an der Jerusalemer Universität am Vortag gehalten hatte. Darin ist die Rede von der systematischen Unterwanderung (infiltration) Europas, in der Folge kurz als „Eurabia“ bezeichnet, durch die arabische Weltverschwörung. Diese geheime Verschwörung zwischen der arabischen Liga und der EU steuere mit Hilfe der europäischen intellektuellen und politischen Eliten das Wiederaufkeimen des Antisemitismus und entziehe Europa dem amerikanischen Einfluss. Die arabische Weltverschwörung lenke eine gezielte arabische Massenimmigration nach Europa, „where school textbooks are written under islamic supervision.“

Ein paar Tage später erlangen wir Einblick in den gegenwärtigen Stand des arabischen Antisemitismus, der krude religiös inspirierte Versatzstücke des Judenhasses aus dem europäischen Mittelalter importiert hat: In einer von der Hisbollah, den Marketingexperten des Selbstmordterrorismus, angefertigten, aber vom ägyptischen Staatsfernsehen ausgestrahlten Vorabendserie feiern Ritualmordlegende u Co fröhliche Urständ. In allen Details (ich muss gestehen, ich habe mir den Rollkragen meines Pullis über die Augen gezogen, entnehme aber die Vivisektion dem Stöhnen

meiner Kollegen) wird demonstriert, wie einem (christlichen!) kleinen Buben in einer Synagoge von finsternen hakennasigen und pejesbehangenen Juden die Haut abgezogen und sein Blut für rituelle Zwecke verwendet wird oder wie einem jüdischen Mann, der sich mit einer Nichtjüdin (einer Christin oder Muslimin? Ich verliere den Überblick) eingelassen hat, die Augen ausgestochen und irgendwelche Körperteile amputiert werden.

Unvermutet fühle ich mich nach Tirol zurückversetzt, wo der Ritualmord am kleinen Anderl von Rinn nur mühsam aus Bild und Kirche, nicht aber aus dem Bauch der Einheimischen verbannt werden konnte. Ich erinnere mich noch, wie uns in der Volksschule ein Wandertag nach Judenstein führte, wo in der Kirche auf eben „diesem“ Stein (Propagandamythen kommen ohne Lokalisierung wohl nicht aus!) gipserne hakennasige pejesbehangene Juden mit gezücktem Messer zu sehen waren, darüber thronte die Reliquie eines Kindes (dessen Knochen, wie später eruiert wurde, aus diversen Skeletten zusammengemixt worden waren). Damals hätte ich mir wohl nicht träumen lassen, dass ich die nämlichen Figuren einst in Jerusalem als digitales arabisches Plagiat wiedersehen würde. Der arabisch-israelische Konflikt befindet sich offensichtlich noch in der kitschigen Phase. Mittlerweile sind Stein, Figuren und Klein-Frankenstein aus Rinn entfernt worden, was zu heftigen Reaktionen seitens der lokalen Bevölkerung führte und den verantwortlichen Bischof beinahe sein Amt gekostet hätte. Irgendwie scheinen die Tiroler die sachliche Phase verschlafen zu haben.

Freitag Mittag schließen die Schulen Israels ihre Pforten, und wir besteigen den Bus nach Tel Aviv. Tel Aviv wurde 1909 als Neustadt zum altehrwürdigen Jaffa gegründet und ist geprägt von Bauhausarchitektur im Zentrum und von Wolkenkratzern an der Peripherie. Eine hässliche, moderne, aber lebendige und sympathische Stadt, ein angenehmer Gegensatz zum verzapften Jerusalem. Piercings statt Gebetsriemen, Rastalocken statt Pejes. Hier blüht die Jugendszene, eine Wolke von Trommelklängen und Shit schwebt über den Boulevards. Hier wurde am 4. November 1995 der Ministerpräsident Itzhak Rabin, nachdem er vor 100 000 Israelis ein Friedenslied angestimmt hatte, von einem rechtsextremen Juden erschossen. Am Tatort liegen immer noch Blumen und brennenden Kerzen. Gestern haben einige von uns in Jerusalem Steinchen auf sein Grab am Herzberg gelegt.

Ich fühle mich anfangs unwohl in Tel Aviv, in diesem dichten Gedränge, das jedem Selbstmordattentäter ein willkommenes Ziel böte. Bei unserer Ankunft am Ben Gurion Flughafen hat man uns noch ersucht, Menschenansammlungen zu meiden. Doch so seltsam dies klingt, nach höchstens einer Stunde ist die Unruhe verflogen, und ich kann die Jugendlichen plötzlich gut verstehen, dass sie sich nicht um Terrorangst scheren und ihren bunten Alltag auf der Straße, in den zahllosen Cafés und Diskotheken ausleben. Ich ertappe mich dabei, froh um den Sicherheitszaun zu sein und vermeide für diesen Nachmittag das pink floydsche „The Wall“. Das Hier und Heute liegt näher als das Morgen und Anderswo. Das nächste suicide bombing wird sich in



einer der belebten Straßen Tel Avivs erst nach meiner Rückkehr in Österreich ereignen, aber davon weiß ich noch nichts, als ich mich durch die Marktstraßen schiebe und eine Mesusa als apotropäischen Schmuck für meine Haustür in Innsbruck erwerbe.



Mit zwei Kolleginnen spaziere ich der Strandpromenade entlang nach Jaffa. Unser Weg führt uns am Dolphinarium vorbei, besser gesagt, am Platz, wo bis zum 1. Juni 2001 die Diskothek Dolphinarium stand, dem Tag, als der 18jährige Selbstmordattentäter Said Hutari dort eine nagelgefüllte Bombe zündete und 21 Jugendliche, vorwiegend russische Immigranten, mit sich in den Tod riss. Heute steht dort nur mehr ein behelfsmäßiges Steindenkmal mit Fotos der jugendlichen Opfer, brennenden Kerzen und Blumen.

Vor der imposanten Kulisse von Moscheen und Wolkenkratzern lagern sich arabische Großfamilien mit Kinderwägen, Decken, Proviant und Wasserpfeife zum Frei

tagabend-Picknick. Ich bitte höflich um Fotoerlaubnis, kein Problem. Man wirft sich sogar in Positur dafür.

Beim Abendessen in Jaffas schmuck renovierter Altstadt gesellt sich wieder ein Old Austrian zu uns und wirbt um österreichisch-israelische Kontakte. In seiner langen Rede schweift er zur gegenwärtigen Situation in Israel ab, und es kommt, wie es angesichts dieses Themas schon öfter kam: Die Araber wollten alle Juden und letztlich die abendländische Kultur vernichten, ihre Religion allen anderen Völkern aufzwingen, sie kontrollierten Europa und insbesondere Frankreich, ihr Wesen sei „unserem“ Wesen wesensmäßig fremd, ein Unwesen sozusagen. Unsere Seminarteilnehmer reagieren in zwei Lager gespalten und liefern sich nicht zum ersten Mal heiße Diskussionen. Mich beschleicht das Gefühl, die kritiklose philosemitische Schwärmerei, die in solchen Äußerungen keinerlei bedenkliche Entmenschlichung des Gegners wahrnimmt, kultiviere ihre ganz eigene, verquere Art des Antisemitismus, vergleichbar der Verehrung der Frau im mittelalterlichen Rittertum. Insgesamt empfinde ich unsere Gruppe nach einer Woche Yad Vashem als ziemlich „abgehoben“, und ein paar von uns, darunter ich, zappeln verzweifelt, um mit den Füßen wieder Bodenkontakt zu gewinnen.







Steil abfallend windet sich die Straße vom 800 Meter hoch gelegenen Jerusalem abwärts in den Jordangraben, vorbei an Beduinendörfern zwischen Sanddünen und Felsen, vorbei am Markstein, der die Meereshöhe Null kennzeichnet. Weitere 400 Höhenmeter tiefer erreichen wir das Tote Meer und sind überwältigt von der Kahlheit dieser Mondlandschaft, vor der sogar, bis auf einige Oasen, das Raffinement israelischer Bewässerungstechnik kapitulieren musste. Einer Technik übrigens, die, da sie See Genezareth und Jordan als Wasserspeicher anzapft, den Wasserspiegel des Toten Meeres jährlich um einen Meter sinken lässt. Ein Hotel, welches vor 18 Jahren als Strandhotel an eben diesem erbaut wurde, liegt mittlerweile mitten in der Einöde und benötigt eine asphaltierte Stichstraße zum Strand. An steiler abfallenden Küstenstrichen ragen Badestege hoch über dem Wasserspiegel ins Leere. Ich hatte in geografischer Unkenntnis die Bezeichnung „Meer“ eigentlich immer wörtlich genommen und bin nun überrascht festzustellen, dass es sich nur um einen – zudem austrocknenden - Salzsee in Gardaseebreite handelt, mit Jordanien in Sicht- und Schwimmweite. Nur dass man im Toten Meer wegen des hohen Salzgehaltes schwimmend nicht vorwärts gelangen kann, wie wir bald darauf feststellen müssen.



Vor etlichen Jahren besuchte ich im Wiener Theater „Der Kreis“ eine Vorstellung von George Taboris „Masada. Ein Bericht.“ Ich war damals mit der Sachlage nicht recht vertraut und vernahm mit naivem Schauder, wie eine Mutter, die offensichtlich ein Massaker überlebt hatte, anklagend von einer konzertierten „Selbst“mordaktion, in deren Zuge auch ihre und alle anderen Kinder hingemetzelt wurden, berichtete. Die Geschichte blieb also in meinem Bewusstsein neben modernen Logistikern des Mas

senselbstmordes wie Davidianern, Heaven's Gate und Sonnentemplern in der Schublade „Wahnsinnstat einer Endzeitsekte“ verwahrt, und in dieser Erwartungshaltung bestieg ich die Seilbahn, die uns auf den Tafelberg führte, der die Reste der von Herodes erbauten Festung Masada trägt. Ein Tafelberg, der beeindruckend steil scheinbar in lichte Höhen emporragt, tatsächlich aber aus der 400 Meter tiefen Depression des Toten Meeres-Spiegels nicht einmal den Sea Level erreicht. Diese Abgehobenheit inmitten einer Landschaft, wo nichts sprießt außer Ideen, scheint zur Errichtung von Wolkenkuckucksheimen geradezu prädestiniert. König Herodes, eine nur in Palästina mächtige Marionette des römischen Imperialismus, errichtete seinen Fünf-Sterne-Palast mitten in der Wüste als steinerne Manifestation seines Verfolgungswahns, der ihn selbst in seiner engsten Familie todbringende Rivalen wittern ließ. Nach seinem Tod dienten Hochplateau und Palast radikalen Widerstandszellen gegen die römische Herrschaft bis ca 70 nach Chr. als letztes Refugium, deren Triebfeder im religiösen Fundamentalismus lag. Der jüdisch-römische Geschichts-



schreiber Flavius Josephus berichtet detailreich, wie der Sektenführer Elezar ben Jair in einer dramatischen Rede seine 966 Gesinnungsgenossen zum kollektiven Selbstmord und zum Mord „als Liebesdienst“ an Frauen und Kindern aufrief, um einer Verannahmung durch die anrückenden Römer zu entgehen. Dieser Detailreichtum allerdings sowie das Auffinden von nur fünf Skeletten samt Schweineknochen lässt darauf schließen, dass er seine Geschichte zwecks Heroisierung des Aufstandes der Juden gegen die Römer frei erfunden hat. Hier wie anderswo spricht die archäologische Fundlage gegen die Historizität von Mythen, mit Hilfe derer Israel sich heute seine nationale Identität zurecht zu klittern trachtet.

Der Masada-Mythos, der zur identitätsstiftenden Kernlegende des jungen Staates Israel geworden war, ist in der Gegenwart nicht unumstritten. Unter dem Slogan „Masada darf kein zweites Mal fallen“ wurden israelische Soldaten in Masada angelobt, werden Schulklassen massenweise den Felsen hoch gekarrt, um von pseudowissenschaftlichen Täfelchen und Broschüren, die distanzlos Mythos als Realgeschichte verkaufen, die Botschaft „Lieber tot als heidnisch“ zu empfangen. Als sich ein Schuldirektor vor kurzem weigerte, seine Schüler an der rituellen Masada-Wallfahrt teilnehmen zu lassen, geriet er arg unter öffentlichen Beschuss und löste eine breite Diskussion aus. Er vertrat darin die Ansicht, junge Menschen sollten zum Leben und nicht zum Tode erzogen werden. Ich weiß nicht, wie es der Schuldirektor, von dem uns unsere Führerin Jael erzählte, wörtlich formuliert hat, meine Formulierung jedenfalls ist von Ödön von Horváths „Jugend ohne Gott“ inspiriert.

Auch die Identität der Bewohner von Masada gibt zu denken. Hatte man sie bis vor kurzem als Zeloten bezeichnet, ein Sammelbegriff für fundamentalistische antirömische Gruppen des ersten Jahrhunderts nach Christus, wurden sie von der modernen Archäologie als Sicarier identifiziert. Und spätestens an diesem Punkt fühlt man sich in beunruhigender Weise an eine durchaus moderne, mehr und mehr zur Globalisierung tendierende Geißel des Nahostkonfliktes erinnert: an den Selbstmordterrorismus. Die jüdischen Sicarier, benannt nach ihrem unter dem Gewand verborgenen Dolch „sica“, schlitzten meuchlings Personen, die sie als römerfreundlich einstufte, den Bauch auf und verbreiteten auch sonst nationalistisch und religiös motivierten Terror, indem sie plünderten und brandschatzten. Sprengstoff war damals ja noch nicht zu haben. Ihren eigenen Tod nahmen sie bei ihren Aktionen, die meist mitten in der Menschenmenge Platz griffen, bewusst in Kauf, gleich den islamischen Assassinen des Mittelalters, den eigentlichen Ahnherren des Selbstmordterrorismus. Dass sich ausgerechnet im nationalen Heiligtum Masada der Kreis zwischen Märtyrern und Terroristen, zwischen Sicariern und Islamischem Dschihad schließt, ist schon eine Ironie des Schicksals. Oder bloß eine Frage der Perspektive.

Manche Menschen scheinen sich, aus welchen biografischen Gründen auch immer, mit dem Perspektivewechsel leicht zu tun. Selbst in der akutesten Krisenzone. Ich würde das Verständigungszentrum Givat Haviva hier nennen.

Viele Menschen sind weder mit noch ohne Leidensdruck dazu fähig. Vielleicht sind Einseitigkeit und Kompromisslosigkeit schon in ihrer Erziehung verankert.

Manche Menschen aber gelangen gerade durch eine immense Leidenserfahrung zur Fähigkeit die Perspektive der anderen Seite einzunehmen. Zwei solche Menschen haben wir heute kennen gelernt.

Nach einer informativen und erstaunlich sachlichen (seit dem Vortrag von Prof. Bankier habe ich zu dieser meiner ehemaligen Lieblingsvokabel eine gestörte Beziehung) Diskussion zwischen einem Vertreter des israelischen Außenministeriums, einem palästinensischen Journalisten aus Gaza und Ari Rath, dem Doyen der israelischen Friedensbewegung, stellen sich uns zwei Proponenten der Organisation „Parents for Peace“ vor: Rami Elhanan, israelischer Elektroingenieur und Kriegsveteran (dafür muss man in Israel nicht besonders alt sein), und der palästinensische Arzt Dr. Adel Misk. Rami erzählt uns, wie er die Überreste seiner 14-jährigen Tochter in der Morgue identifizieren musste, nachdem sie am 17.9.97 auf der Straße zusammen mit etlichen anderen von einem palästinensischen Märtyrer in den Tod gerissen wurde. Dr. Misk, den Rami liebevoll als seinen Bruder bezeichnet, war einem ähnlichen Trauma ausgesetzt: Als er eines Abends von seinem Dienst im Krankenhaus von Ramallah nach Hause kam, war sein Haus von einer aufgebracht



menge umgeben. Seinen Vater fand er in einer Blutlache davor liegen. Palästinensische Jugendliche hatten – wie in der ersten Intifada üblich – einen israelischen Panzer mit Steinen beworfen. Die Soldaten hatten – wie ebenso üblich – mit Schüssen über die Köpfe der Jugendlichen hinweg geantwortet und den unbeteiligt auf der Bank vor dem Haus sitzenden Vater in den Kopf getroffen. Beide Männer teilen nach diesem Schmerz die Erfahrung

eines Wendepunktes in ihrem Leben, das Gefühl, in einem hassgefüllten Gefäß bis auf den Boden gesunken zu sein und dort anzustehen. Das Gefühl, dass es in dieser Richtung nicht mehr weitergehen könne, dass sie einen Richtungswechsel vornehmen und den Weg der Versöhnung gehen müssten, den sie als Weg nach oben

empfinden, auch wenn er entgegen der Strömung verläuft. Ihr „Auftrieb“ überträgt sich auf uns Zuhörer, die verzweifelte Anstrengung, aus dem sinnlosen Tod ihrer Angehörigen Sinn zu schöpfen, ist sichtbar und fühlbar. Ihre Augen leuchten, sind nicht erloschen, wie man es nach dem Erleben des Furchtbaren erwarten könnte. Sich mit dem „Feind“, der das gleiche durchgemacht hat wie man selbst, zusammen zu schließen, um dieses Schicksal anderen zu ersparen, scheint das psychische Überleben zu sichern. Oder vielleicht ist es John Lennons „But I'm not the only one“? Seit 1995 existiert die Organisation „Israeli-Palestinian Bereaved Families' Forum for Peace“, deren Aktivitäten von ähnlichen Verlusterlebnissen getragen sind. Seit dem Beginn der zweiten Intifada allerdings sehen sich Rami und sein palästinensischer Freund mit unendlich höheren Hürden konfrontiert, die Grenzen zwischen Besatzungszone und israelischem Kernland sind praktisch unüberwindlich geworden. Und trotzdem sind ihnen einige Aktionen über diese Grenzen hinweg geglückt: eine Telefonhotline zum Beispiel, die es ermöglichte, dass binnen kurzem Tausende von Gesprächsstunden zwischen Palästinensern und Israeli stattfanden. Palästinensische Anrufer werden automatisch an ein israelisches Telefon weitergeleitet und umgekehrt. Oder eine symmetrische Blutspendeaktion, arabisches Blut wird in einem Jerusalemer Krankenhaus gespendet und jüdisches im Krankenhaus von Ramallah. Blutkonserven werden viele benötigt in der gegenwärtigen Situation, und es freut mich zu hören, dass bereits in so manchem Organismus gegnerisches Blut kreist. Eine gutes Beispiel, um den Unterschied zwischen Biologie und Biologismus zu verdeutlichen. Letztlich kommt es doch nur auf die Kompatibilität der Blutgruppen an und nicht auf irgend etwas Wesensmäßiges, das dem einen oder anderen im Blut liegen soll.

Rami präsentiert uns eine einfühlsame Situationsschilderung aus den besetzten Gebieten, von den täglichen Demütigungen an den Checkpoints, den vielen Stunden, die man dort für winzige Entfernungen benötigt, den Panzern, den Baggern, den Siedlern, dem mühseligen täglichen Lebenskampf für die palästinensische Bevölkerung, der Wasserknappheit, der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit eines sich seit 36 Jahren verschlechternden Zustandes, dessen Ende nicht abzusehen ist. Kein israelischer Durchschnittsbürger hat eine Vorstellung davon, sagt er, kein israelisches Kind kann sich vorstellen, wie ein palästinensisches Kind jenseits der Grenze aussieht. Kein palästinensisches Kind kann sich unter einem Israeli etwas anderes als einen Soldaten vorstellen. Oder vielleicht einen Siedler, der die Bibel mit einem Auszug aus dem Katasteramt verwechselt. Ich habe meinen Großvater im Holocaust verloren, sagt er mir in einem Pausengespräch, glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche. Der Holocaust sitzt uns allen im Nacken, sonst wäre es nie soweit gekommen. Alle wissen es, keiner sagt es. Wenn wir nicht begreifen, dass wir Brüder sind, die sich nebeneinander einrichten müssen, werden wir in unserem Blut ertrinken.

Palästina ist ein seit Jahrtausenden umkämpftes Gebiet. Eroberungen, Einwanderungen, Auswanderungen, Verschleppungen, Vertreibungen, Besetzungen in beinahe ununterbrochener Abfolge. Ich muss an das beliebte Kinderspiel „Sesseltanz“ denken, bekannt auch unter dem Namen „Reise nach Jerusalem“: Am Ende sind es nur mehr zwei, die denselben Sessel beanspruchen. Doch anders als in diesem Spiel kann es im Nahostkonflikt keinen Sieger geben, der den Sitzplatz ergattert, und keinen Verlierer, der ausscheidet. Siegen können in dieser Wirklichkeit nur Vernunft, Kompromiss und Koexistenz. Ich schließe dieses Kapitel mit Rami Elhanans Worten, die er als eine Art Vermächtnis seiner Tochter Smadar, die einem palästinensischen

Selbstmordbomber zum Opfer fiel, einer Broschüre von „Parents for Peace“ vorangestellt hat:

„No one is superior to another. Any other concept is colored by the same sort of racism that, in the worst case, ends by sending ‚inferior‘ people to gas chambers or, in a less than worse case, ‚transfers‘ them. (...)

My Smadar, my daughter, was born on Yom Kippur Night on September 17, 1983. When she was just five years old she used to demonstrate her opposition to the occupation, and when she was nine she wrote a letter to the editor of the newspaper Yediot Ahronot explaining why she supported peace. A 14-year old girl, she was simply walking in the street with her friends when she was killed by a Palestinian shahid (martyr) , a suicide bomber, insane with rage from humiliation and the lack of hope.“



Besonders aufschlussreich ist es für einen Lehrer, sich in einem fremden Land in seinem vertrauten Berufsfeld umzusehen. Der Yad Vashem Bus chauffiert uns also in das Jerusalemer Gymnasium Hartman-Institut, kein normales Gymnasium allerdings, wie uns Yariv versichert, sondern eine private religiöse Eliteschule. Yariv, ein Meister der Differenzierung, betont bei allem, was er uns vermittelt, dass es sich dabei nur um eine Wahrnehmungskomponente handle, die mit der Wahrheit – sofern es eine solche gibt – nur marginal zu tun habe. Ob Itzhak Rabin, ob Theodor Herzl, ob Zionismus, ob Philosophie Yad Vashems, ob Holocaust, ob israelisches Schulsystem: Die Wirklichkeit erscheint in seiner Darstellung stets als Bündel von „Narrativen“. Keiner von uns hatte die Vokabel „Narrativ“ bisher in seinem Wortschatz, in Israel scheint man ohne sie nicht auszukommen. Was mir das Land überaus sympathisch macht. Dass sich solcher Relativismus gerade in jener Kultur entfaltet, die auch den Monotheismus hervorbrachte? Doch wenn ich an Österreichs schwankende Selbstdarstellung seiner Rolle in der Nazizeit denke, wäre der Begriff „Narrativ“ hier wohl auch von sehr praktischem Wert ...

Zurück zur Schule. Wir stehen also, nach den üblichen Sicherheitskontrollen, im Schulhof eines architektonisch durchgestylten Gebäudes, einer privaten Stiftung. Religiöse Schulen beruhen auf strikter Geschlechtertrennung, bis vor kurzem sogar auf Ausschließung des weiblichen Geschlechts. Die öffentlichen Schulen seien in Israel viel schäbiger, ein durchschnittliches Lehrergehalt beläuft sich gerade mal auf umgerechnet 1000 Euro. Die enormen Sicherheitsausgaben des Staates Israel halten das Bildungsbudget niedrig, obwohl Bildung einen hohen Stellenwert in der allgemeinen Einschätzung genießt. Also müssen die Eltern selber in die Tasche greifen, wollen sie ihrem Sprössling den Weg in die Karriere ebnen. Die Schule, die wir hier kennen lernen, ist die klassische Kaderschmiede für gehobene Berufe.

Ein schweigsamer Lehrer von jesuitischer Aura führt uns in einen mit Teppichboden ausgelegten Seminarraum, wo schon eine Runde von ungefähr 20 kippatragenden Schülern im Alter von 17 bis 19 Jahren unser harrt, sympathische youngsters, die uns in gewandtem Englisch Rede und Antwort stehen. Wir erfahren, dass die Burschen zusätzlich zum normalen Curriculum 16 Wochenstunden Religion und religiöse Philosophie genießen. Was, wie man sich unschwer überzeugen kann, ihrer mentalen Entwicklung sehr förderlich ist. Dass auch Arabisch auf dem Lehrplan steht. Dass sie im Geschichtsunterricht gerade die Frage behandeln, ob die arabische Bevölkerung 1949 flüchtete oder deportiert wurde. Dass sie sich Koedukation wegen der „sexual tension between boys and girls“ nicht vorstellen könnten. Dass sie als einzige Auslandsexkursion bisher Auschwitz besucht haben. Ob sie dabei auch Kontakt zu polnischen Gleichaltrigen hatten? „There was no time and this was not the purpose.“ Bald beginnt mich die Einseitigkeit des Frage-Antwort-Spiels zu nerven und ich fordere die Jungen auf, uns über das Schulwesen in Österreich Fragen zu stellen, immerhin deckten wir ja ein breites Spektrum davon ab. Kein Widerhall. Schüchternheit? Oder ist ihre Weltanschauung schon so gefestigt, dass keine Fragen mehr nötig sind?

In einer zweiten Runde sind Einzelgespräche vorgesehen. Wieder hält sich der Lehrer, offensichtlich nicht berufsdeformiert, im Hintergrund. Mein Gesprächspartner heißt David, so wie mein Sohn, was ihn sichtlich freut. Ein besonders sympathischer junger Mann, wie könnte es anders sein mit diesem Namen, vielleicht ein bisschen zu glatt für meinen Geschmack. Von meiner eigenen Schule her bin ich raueren Umgang gewöhnt. Er wolle Rechtsanwalt werden, erzählt er, eine Familie gründen hier in Israel. Einen Auslandsaufenthalt könne er sich nicht vorstellen, der würde ihm für sein Berufsziel auch nichts nützen und Englisch könne er sowieso. Ich frage ihn, ob seine Frau einmal Hut oder Perücke tragen werde? Um Gottes Willen nein, das sei eine religiöse, aber keine ultraorthodoxe Schule, damit habe er buchstäblich nichts am Hut. Wie er den Palästinenserkonflikt sehe? Anders als die meisten, sagt er, er sei begeisterter Schwimmer und treffe sich jede Woche mit einem (israelischen) palästinensischen Freund zum Schwimmen, der ihm die Dinge aus seiner Sicht vermittele. In einem neuen Anlauf versuche ich ihn zu Fragen über meine österreichischen Schüler zu bewegen, erzähle ihm, dass ich Klassenvorstand einer ihm gleichaltrigen Klasse sei, ob er nichts über sie wissen wolle? Integrationsprobleme? Berufsaussichten? Schüleraustausch? Wochenstundenzahl? Gequält lächelnd gibt er zu, dass er eigentlich nichts wisse über Europa und schon gar nichts über die kleineren Länder, unternimmt aber nicht den leisesten Versuch, diesem Zustand abzuhelfen. Ich greife in die didaktische Trickkiste und versuche ihn mit einem absurden Vergleich zu provozieren: Israel erinnere mich so an die Schweiz (auf die Idee bin ich eigentlich nur wegen des omnipräsenten Hundekotverbots gekommen und um auf neutralem Boden zu bleiben), aber auch das lockt ihn nicht aus der Reserve. Ich gebe es auf und verabschiede mich freundlich, immerhin ist es mir mit ihm besser gegangen als einem Kollegen, der in der Palästinenserfrage an einen Hardliner der „We should kill them all“-Fraktion geraten war.

Ich verlasse den Ort mit gemischten Gefühlen. Ich neide dieser Schule die vielen Philosophiestunden, denn ich liebe Fächer, welche den Verstand schulen und in meinem Schultyp leider nur Orchideenstatus genießen. Doch Kreativität, Interesse und Aufgeschlossenheit habe ich hier vermisst.

Hinter uns liegen Vorträge über Diaspora, Assimilation und Zionismus, die Auschwitzlüge (Holocaust Denial), über den Wald der Gerechten („The Righteous among the Nations“), über die Verfolgung der Täter, Kriegsverbrecherprozesse und den Aufruf „Last Chance to get them“, über Kunst im Konzentrationslager, zwei wunderbare Literaturvorlesungen von Professor Jakob Hessing über Literatur vor und nach dem Holocaust. Wir haben die Frage erörtert, ob es Holocaust-Überlebenden möglich ist, sich anderen mitzuteilen und warum viele von ihnen verstummt sind. Warum es auch in Israel so schwer war, sich in Hebräisch, einer Sprache, die von Altphilologen wieder vom Tode auferweckt und für die Zukunft neu konzipiert wurde, mit dem Holocaust auseinanderzusetzen. Die Heimat der Holocaust-Überlebenden liegt im Todesland, sagt Imre Kertész in „Die exilierte Sprache“, und mit den Materialien des Todes könne man keine Zukunft bauen. Was Sprachverlust bedeutet, erlebten wir in einem Workshop mit Holocaust-Überlebenden, die teilweise buchstäblich nicht mehr fähig waren sich ihrer Muttersprache zu bedienen, sich aber auch im Hebräischen nicht und im Englischen nur schlecht zurecht fanden. Manche von ihnen hatten sich die Nummer, die ihnen am Arm eintätowiert war, operativ entfernen lassen, für andere hätte dies den letzten Identitätsverlust bedeutet, nachdem ihnen alles andere, was man einem Menschen nur nehmen kann, genommen worden war. Ich möchte hier keine Details aus ihren Erzählungen wiedergeben, und jeder Kommentar wäre unangemessen.

Auch gestritten haben wir. Die Streitkultur in Israel, zumindest in dem Milieu, in dem wir uns bewegten, ist hoch entwickelt, und wenn ich oder andere von uns das Gefühl hatten, nicht alles sagen zu dürfen, war es wohl eher ein selbst auferlegter Maulkorb. An die Frage, inwieweit man uns als Vertreter eines Täterlandes sah und empfand, inwieweit sich die Kollektivschuld noch auf die Nachgeborenen erstreckt, versuchte ich mich in der letzten Diskussion heran zu tasten. Dass auch viele nicht jüdische Menschen in den sogenannten „Täterländern“ um die Ermordeten des Holocaust als um „ihre“ Toten trauern, wagte ich nicht zu sagen. Dass all das, was mit ihnen vernichtet wurde, auch Teil „unserer“ Kultur war. Alleine die moderne österreichische Vorliebe für biblische Vornamen ist ein Indiz für diese Trauer: David, Paul, Nathan, Rebekka, Jakob, Sarah, Hannah, Aaron, so heißen meine und die Kinder meines nächsten Umkreises. Ich wollte mich nicht dem Vorwurf der Vereinnahmung aussetzen, und die eingangs erwähnte Diskussion um die Frage des Copyright für den Begriff „Holocaust“ entmutigte mich zusätzlich. Oder welcher Seite gehört man an, wenn man Nachfahre einer vor Generationen zum Christentum konvertierten jüdischen Familie ist, die der Verfolgung darum entging? Was repräsentiert das „Label Jude“, wie es Yariv einmal formulierte? Vielleicht haben wir die Antwort in einem der letzten Referate gehört: „Jews are like everybody else. Only more so.“

Heute gibt es noch einmal eine Gruppensitzung mit Dr. Natan Kellermann, der versucht uns sachte auf die Heimreise einzustimmen, bei der es eher um einen Dimensionssprung geht als um drei Flugstunden. Seine Mutter scheint trotz Vernichtungslager auch nach ihrer Befreiung noch imstande gewesen zu sein, sich ihrer Muttersprache zu bedienen und sogar mit ihren Kindern ihr mörderisches Vaterland aufzusuchen. So kommuniziert Dr.Kellermann, vielleicht etwas stockend, deutsch mit uns und äußert nach dem langwierigen Ausloten unserer Befindlichkeit einen erstaunlichen Wunsch zum Abschied: Es sei für ihn, wiewohl in Israel geboren, der Inbegriff

von „Kindheitserinnerung“, in der Adventszeit das Lied „Oh Tannenbaum“ zu hören. Ob wir es ihm vorsingen könnten? Es ist der wohl jenseitigste Moment in meinem Leben: Auf eins zwei drei stimmen wir, aus voller Kehle und unter Tränen, eines der schönsten deutschen Weihnachtslieder an, in Jerusalem, für unseren israelischen Psychiater, Sohn einer KZ-Insassin aus Deutschland. Dr.Kellermann lauscht mit verklärter Miene.



Für mich wird es Zeit heim zu fliegen. Aber ich weiß schon jetzt, dass ich lange brauchen werde, um dort anzukommen.

Danksagung an Yad Vashem (vorgelesen im Rahmen der Abschiedszeremonie)

Trotzdem

(zu einem Zitat von Imre Kertész)

Kann aus den Materialien des Todes Zukunft entstehen?
Oder nur ein Friedhof?
Ein Museum?
Eine Gedenkstätte?
Ein Friedhof will seinen Toten Ruhe verschaffen.
Ein Museum will Vergangenes bewahren.
Eine Gedenkstätte will uns Lebende vor dem Vergessen
Und unsere Toten vor dem Vergessenwerden bewahren.

Ist das alles?
Wollen Tote mehr als nur nicht vergessen werden?
Wollen sie uns warnen?
Wollen sie uns im Kampf den Rücken stärken?
Oder wollen sie versöhnen?
Wir wissen es nicht.
Wir wissen nur
Dass sie leben wollten.

Yad Vashem ist ein Friedhof.
Ein Museum.
Eine Gedenkstätte.
Ein Mahnmal.
Und eine Schule.
Gebaut aus den Materialien des Todes.

Doch Schule will Leben gestalten.
Und dessen Zukunft.
Zukunft will besser sein
Als die Vergangenheit es war.
Nur selten gelingt dies.
Wir wollen es trotzdem versuchen.

Wir danken Yad Vashem. Jerusalem, am 4. Dezember 2003 Sabine Wallinger



Der israelische und der österreichische Koordinator
Yariv Lapid und Werner Dreier